

Vertrauen gegen seine Liebhaber verteidigt

MARTIN HARTMANN

Die Reihe, zu der mein Vortrag einen kleinen Beitrag leisten will, heißt *Miteinander leben*. Und mein Thema heißt *Vertrauen*. Nun könnte ich diese beiden Punkte verbinden und sagen: Um miteinander zu leben, brauchen wir Vertrauen. Das klingt einerseits banal, andererseits könnte man sich fragen, ob das eigentlich stimmt. Ich will dies im zweiten Teil meines Vortrags klären. Ein weiteres Thema dieser Vorlesungsreihe betrifft das Zusammenleben von Menschen, die sehr unterschiedlich sind, die unterschiedliche Meinungen, Einstellungen, Religionen, Sprachen oder Herkunftsländer haben. Hier könnte man meinen, dass solche Unterschiede, wenn sie denn stark ausgeprägt sind, das soziale Vertrauen eher erschweren. Vertrauen scheint besser in der Nähe zu gedeihen, in der Vertrautheit mit Freunden, Liebespartnern oder nahen Familienmitgliedern. Je fremder der andere ist, desto schwieriger, so scheint es, muss es mir fallen, ihm oder ihr zu vertrauen. Ob sich dies tatsächlich so verhält, will ich im dritten Teil klären. Doch womit will ich anfangen? Ich beginne im ersten Teil mit einigen allgemeinen Überlegungen zum Vertrauen, die erläutern sollen, warum wir uns gegenwärtig überhaupt so viel mit dem Thema Vertrauen beschäftigen. Diese Überlegungen sollen auch helfen, meinen Vertrauensbegriff zu

explizieren, der dann im weiteren Verlauf meines Vortrags ausbuchstabiert wird in seinen konkreten Facetten.

ERSTER TEIL: ZUR KONJUNKTUR DES VERTRAUENSBEGRIFFS

Ich komme also zum ersten Teil. Warum beschäftigen wir uns momentan so viel mit Vertrauen? Manche meinen sogar, Vertrauen sei eine »Obsession« der Moderne und reagieren gereizt. Die Historikerin Ute Frevert (2013: 27) etwa schreibt, der Begriff Vertrauen werde mittlerweile »so inflationär verwendet und extensiv aufgerufen, dass seine Konturen zu verschwimmen drohen«. Ich würde zwar nicht sagen, dass Vertrauen eine »Obsession« der Moderne ist, sondern eher davon ausgehen, dass das Thema erst in den letzten 20 Jahren wissenschaftlich wirklich virulent geworden ist, aber das fordert immer noch eine Erklärung, warum das so ist. Ich denke, es gibt drei Erklärungen, auf die ich im Folgenden näher eingehen will.

Vertrauen im Wandel

Zum einen haben wir Handlungsspielräume gewonnen, die wir vorher nicht hatten. Denken Sie nur an das Internet, das uns ja ungeheure Kommunikationsmöglichkeiten bietet, die wir vorher nie hatten. Wir können plötzlich mit Menschen in Kontakt treten, die wir nicht kennen und die wir vielleicht niemals sehen werden. Trotzdem schicken wir ihnen Botschaften oder tauschen Waren mit ihnen. Je wichtiger diese neu hinzugewonnenen Kontakte für uns sind, desto relevanter scheint die Kategorie des Vertrauens für uns zu werden, denn so wie es aussieht, ist es nicht möglich, alle diese internetbasierten Kontaktformen rechtlich zu rahmen, um so möglichen Missbrauch und Betrug zu vermeiden. Dass Vertrauen hier überhaupt relevant wird, ist dabei gar nicht so selbstverständlich. Wenn Sie frühe philosophische Äußerungen zur Thematik lesen, werden Sie feststellen, dass die Philosophen

darán gezweifelt haben, dass Vertrauen im Internet überhaupt entstehen kann, weil die Annahme vorherrschte, Vertrauen sei das, was man neudeutsch ein *face-to-face*-Verhältnis nennt. Hubert Dreyfus (2001: 71; Übersetzung M.H.) etwa schreibt in seinem Buch über das Internet: »Ich muss im selben Raum mit anderen Personen sein und wissen, dass sie mich körperlich verletzen oder öffentlich erniedrigen könnten und zugleich wahrnehmen, dass sie das nicht tun, um Vertrauen zu ihnen aufzubauen und mich ihnen gegenüber verletzbar zu machen.«

Will man es etwas pathetisch formulieren, könnte man sagen, dass das Internet und seine neuen Kommunikationsmöglichkeiten uns gezwungen hat, darüber nachzudenken, ob ein solcher an *face-to-face* Kontakten hängender Vertrauensbegriff ausreicht, um zu erläutern, wie wir uns auf diesen neuen Kommunikationskanälen mit fremden Personen austauschen. Wir brauchen, wenn man so will, ein auf diese spezifischen Austauschformen zugeschnittenes Vertrauen, das wir in der Form vorher vielleicht noch gar nicht reflektieren mussten, weil es schlicht an den Möglichkeiten eines solchen erweiterten Kontakthorizontes fehlte. Vertrauen wird hier also nicht relevant, weil es weggebrochen ist, weil es fehlt oder abgebaut worden ist, es wird relevant, weil wir es offenbar brauchen, ohne doch zu wissen, welche Bedingungen vorliegen müssen, um es zu schaffen und zu erhalten. Man kann dies ein ganz und gar positives Phänomen nennen, denn es geht, ich wiederhole, um hinzugewonnene Handlungsmöglichkeiten, die wir vorher nicht hatten. Und man kann sehen, dass unser Nachdenken über Vertrauen nicht einfach einen statischen Begriff zugrunde legen sollte, der dann auf unterschiedliche menschliche Kommunikations- und Interaktionsformen appliziert wird. Was wir unter Vertrauen verstehen, ändert sich möglicherweise unter dem Eindruck neuer Herausforderungen und Handlungsmuster. Andererseits: Wenn wir keine Möglichkeiten sehen, neue Vertrauenskonzepte zu entwickeln und auch technisch oder institutionell wirksam werden zu lassen, dann haben wir eine Krise des Vertrauens, die keine Krise verlorenen Vertrauens, sondern eine Krise eines benötigten, aber nicht beschaffbaren Vertrauens ist. Ich erwähne diesen Punkt, weil in der öffentlichen Wahrnehmung ja in der

Regel die Vorstellung vorherrscht, Vertrauen sei deswegen relevant geworden, weil es uns verloren gegangen ist, weil es also einmal da war und nun nicht mehr da ist. Das ist aber nicht, nur das will ich zeigen, der einzige Grund für unsere bisweilen verzweifelte Suche nach Vertrauen. Damit komme ich zum zweiten Grund für die Prominenz des Themas.

Falsch verstandenes Vertrauen

Sie kennen die Umfragen und die Berichte: Überall scheint Vertrauen zu fehlen. Die Banken haben unser Vertrauen verloren, die Politik hat niedrige Vertrauenswerte, ja, es gibt Länder, in denen offenbar immer weniger Menschen ihren Mitmenschen vertrauen. Die Finanzkrise von 2008 hat zusätzlich zum Vertrauensverlust der Banken weitere Vertrauenskrisen ausgelöst, wobei es auch hier häufig weniger um Krisen verlorenen Vertrauens als vielmehr um Krisen eines falsch platzierten Vertrauens ging. In den Augen mancher Interpreten hat der Glaube an die Effizienz der Märkte dazu beigetragen, dass sich niemand mehr mit der Qualität einzelner Markt- und Finanzprodukte beschäftigt hat, was wiederum die Märkte destabilisiert hat, die Rede ist von einem »Paradox effizienter Märkte« (Lomasky 2011: 150).

Gleichzeitig, und das scheint zusammenzuhängen, wollen alle unser Vertrauen. Unternehmen wollen unser Vertrauen, die Politik will es natürlich auch, wir sollen in Technik vertrauen und selbst die Lebensmittel, die wir verzehren, sind entweder vertrauenswürdig oder sind es nicht. Jeder neue Skandal wirbelt das Thema Vertrauen in den Mittelpunkt öffentlichen Interesses. Die Reaktionen auf diese Skandale sind in der Regel zwiespältig: Manchmal wird gefordert, den Missbrauch des Vertrauens in Zukunft durch vertrauenssichernde Maßnahmen zu vermeiden. Vertrauen ist wichtig, es ist verloren gegangen, also muss man darüber nachdenken, wie wir es wieder herbeischaffen. Eine häufige Forderung ist in diesem Zusammenhang etwa die Forderung nach mehr Transparenz. Eine andere Reaktion besteht darin, die Notwendigkeit des Vertrauens gar nicht erst aufkommen zu lassen, denn wo

wir nicht vertrauen müssen, sind wir auch nicht verletzlich und somit weniger anfällig für Vertrauensverlust. *Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser*, lautet eine Formel für dieses Reaktionsmuster. Das bekannte Problem an diesem Punkt ist dann aber: Wer kontrolliert die Kontrolleure? Wenn auf diese Frage keine Antwort gefunden wird, dann werden wir das Vertrauensproblem nicht los, dann klebt es gleichsam an uns, obwohl wir es gar nicht haben wollen. Denn soviel scheint ja klar zu sein: Wer vertraut, macht sich verletzlich, und nicht jeder will das. Ich nenne Ihnen ein besonders drastisches Beispiel aus dem Bereich des technisch-wissenschaftlichen Vertrauens: Als im Jahr 2010 klar wurde, dass sich einige UN-Klimaforscher mit Blick auf den Zeitpunkt des endgültigen Abschmelzens der Gletscher des Himalaya getäuscht hatten (mit der Folge, dass die Gegner der Klimawandel-Theorie einen großen Triumph verkündeten), erklärte die damalige niederländische Umweltministerin, Jacqueline Cramer (2010), sie werde »keine weiteren Fehler in dieser Angelegenheiten« dulden. Sie wiederholte dieses kategorische Urteil etwas später: »Ich werde keine weiteren Fehler tolerieren.«

Was Sie hier sehen, ist der Versuch, eine Erwartungshaltung in absolute Sicherheit zu schaffen, die es so wohl gar nicht geben kann und die Vertrauen im Prinzip überflüssig macht, weil sie die Möglichkeit der Enttäuschung von Vertrauen ausschließen möchte. Zum Vertrauen gehört aber, jedenfalls so, wie ich den Begriff verwende (und erinnern Sie sich daran, dass sich der Begriff wandeln kann), die Möglichkeit des enttäuschten Vertrauens, die wir dem Empfänger des Vertrauens nicht deshalb einräumen, weil es nicht anders geht, sondern weil uns der Kontrollverzicht normativ wichtig erscheint. Ich komme darauf zurück. Was Sie hier ebenfalls sehen, ist eine der großen Paradoxien des Nachdenkens über Vertrauen: Wir sind einerseits daran interessiert, Bedingungen zu schaffen, die gegenseitiges Vertrauen ermöglichen sollen, andererseits tun wir viel, um gerade das Entstehen dieser Bedingungen zu verhindern, weil wir letztlich Angst vor den Verletzungen haben, die Vertrauen möglich macht. Manche Autoren gehen so weit zu sagen, dass wir Bedingungen schaffen, die Vertrauen ermögli-

chen sollen, zugleich aber genau durch das Schaffen dieser Bedingungen Vertrauen unmöglich machen, weil wir ein falsches Bild von Vertrauen haben. Wir verwenden, wenn man so will, ein Medikament, das unpassend ist, weil schon die Krankheitsdiagnose falsch ist und verschlimmern dadurch die Krankheit.

Intimitätsäquivalente und prekärer Vertrauensbegriff

Ich will einen letzten Grund für die starke Nachfrage nach dem Vertrauensthema nennen, kann dies aber nur knapp anreißen, denn er ist komplizierter und bräuchte mehr Raum. Ich hatte weiter oben bereits angedeutet, dass es uns vielleicht leichter fällt, Vertrauen im Nahbereich aufzubauen, also zu Personen, die wir kennen und mit denen wir vertraut sind. Die Problematik des Vertrauens zu Fremden besteht gerade, weil uns hier eben die Kenntnisse und die Vertrautheit fehlen, die Vertrauen in diese anderen ermöglicht. Wenn dies stimmt, dann ist Vertrauen zunächst eine Kategorie, die aus dem Bereich der Intimität und Freundschaft auf andere Bereiche übertragen werden soll. Das wiederum bedeutet, dass wir in beruflichen oder ökonomischen Handlungszusammenhängen Intimitätsäquivalente schaffen, die uns hier Vertrauen ermöglichen können, das wir offenbar benötigen, um erfolgreich unsere Aufgaben zu erfüllen. Tatsächlich hat es in den letzten Jahren viel Literatur zum Thema der Emotionalisierung des Arbeitsplatzes gegeben, ein Phänomen, das man auch als »Subjektivierung der Arbeitskraft« bezeichnet hat. Ohne diese Literatur ausführlich zu diskutieren, sei doch gesagt, dass das Vertrauensthema hier sicherlich auch seinen Ort hat. Es reicht uns nicht mehr, öffentlich wahrnehmbare Rollen zu spielen, die wir gut beherrschen, wir wollen an das Innere des anderen ran, um in Erfahrung zu bringen, was er wirklich denkt, spüren aber, dass dies ein schwieriges Unterfangen ist, weil die Notwendigkeit, eine Rolle zu spielen, also etwa die Notwendigkeit, sich weiterhin als kompetenter Mitarbeiter zu präsentieren, nicht verschwunden ist. Der Soziologe Richard Sennett sagte dazu einmal, dass für uns der Bereich des Glaubhaften oder Glaubwürdigen (believable)

vom Bereich des Intimen bestimmt wird (vgl. Gill 2009). In dem Augenblick also, wo wir annehmen, dass die anderen nur noch kühl kalkulierende Rollen spielen, muss unser Vertrauen Schaden nehmen, weil nun ganz unklar wird, was sie wirklich denken. Ich weiß, dass ich hier recht abstrakt klinge, aber wir alle kennen diese Erfahrung, wenn wir mit Verkäufern zu tun haben. Wie oft haben Sie schon den Satz gehört: »Das habe ich auch zu Hause«, wenn Sie kurz davor waren, ein Produkt zu kaufen? Dieser Satz verweist einerseits auf eine eingeübte Verkaufstechnik und entspricht einer gelernten Rolle, andererseits arbeitet er mit dem Intimsten, was wir haben, nämlich unserem Zuhause und erkennt gleichsam, dass wir Vertrauen aufbauen, wenn wir das Gefühl haben, hier offenbart jemand sein Innerstes. Wir wollen gewissermaßen dieses Vertrauen, ja, vielleicht brauchen wir es sogar, wenn wir die Glaubwürdigkeit des anderen richtig einschätzen wollen, gleichzeitig aber sind wir mit Bedingungen konfrontiert, die es fast unmöglich machen, wirkliches Vertrauen aufzubauen. Fast wäre es besser, wir würden hier darauf verzichten, Vertrauen zu wollen, um diesem Dilemma zu entgehen. Es kann, das will ich damit nur sagen, eine ungeheure Belastung unserer Beziehungen zu anderen sein, ihnen vertrauen zu wollen oder vertrauen zu müssen, eine Belastung, die eine ganze Reihe von Spannungen mit sich bringt.

Ich habe Ihnen nun drei Gründe genannt, warum wir derzeit viel über Vertrauen nachdenken. Nur in Umrissen habe ich Ihnen einzelne Aspekte meines Vertrauensbegriffs genannt. Ich kann das hier auch kaum ändern, da ich Sie nicht mit langatmigen Definitionsfragen quälen will, aber was ich sehr wohl will, ist, mit einem Vertrauensbegriff arbeiten, der Biss hat, der also genug konturiert ist, um nicht verschwommen im Sinne Freverts zu sein. Es hilft gewissermaßen sich klar zu machen, was Vertrauen wirklich bedeutet, um Raum für die Frage zu gewinnen, ob das Vertrauen, das wir wollen, wirklich, verzeihen Sie die umständliche Formulierung, gewollt werden sollte. Anders gewendet: Das Vertrauen, das alle wollen, ist dann nicht das Vertrauen, das man erstreben sollte, weil in ihm gar nicht auf dem Spiel stehen kann, was im Vertrauen eigentlich auf dem Spiel steht. Macht man sich

klar, was im Vertrauen auf dem Spiel steht, dann wird Vertrauen verteuert, es gewinnt einen Wert, es gewinnt Komplexität, es wird anspruchsvoll und schafft Verpflichtungen – und es kann darüber nachgedacht werden, ob man wirklich in der Lage ist, das Vertrauen, das man will, zu erfüllen. Nehmen Sie ein aktuelles Beispiel: Während ich diese Worte schreibe, äußert sich (noch) VW-Chef Martin Winterkorn mit folgenden Worten über die Manipulation der Abgaswerte vieler VW-Fahrzeuge: »Ich gebe Ihnen mein Wort«, so Winterkorn, »bei all dem [gemeint ist die Aufklärungsarbeit, M.H.] werden wir mit der nötigen Transparenz und Offenheit vorgehen«. Winterkorn weiter: »Wir werden alles tun, um Ihr Vertrauen Schritt für Schritt zurückzugewinnen.« (zit. nach Spiegel Online 2015) Die Frage, die sich stellt, ist: Weiß Winterkorn wirklich, was Vertrauen hier heißt? Weiß er, was er tun müsste, um Vertrauen in sein Unternehmen zu rechtfertigen? Und vor allem: Welches Vertrauen will er zurückgewinnen, wenn doch das Vertrauen, das in seinen Augen einmal da war, offenbar gar nicht gerechtfertigt werden konnte? Falsches Vertrauen will er ganz sicher nicht zurückgewinnen.

Ich will meinen Vertrauensbegriff auf eine Formel bringen, die ich der Philosophin Annette Baier (1997) entnehme. Freiheit, so schreibt Baier einmal, heiße »being trusted on one's own, [being, M.H.] left unsupervised«. Das ist schwer zu übersetzen, aber man kann paraphrasieren: Jemand vertraut darauf, dass ich alleine zu Recht komme, jemand lässt mich unbewacht, lässt mich »ich selbst« sein (Übersetzung, M.H.; vgl. auch Hartmann 2013: 624). Dieser jemand könnte anders, aber weil er mir vertraut, kann ich mich entfalten als der, der ich bin oder sein will. Auch ist diese Freiheit prekär, denn sie kann jederzeit durch Überwachung oder übertriebene Rechenschaftspflicht eingeschränkt werden, zumal dann, wenn der andere über mächtige Sicherheitsapparate verfügt. Wichtig ist an dieser Stelle noch, dass es einer gewissen Urteilskraft bedarf, um einzuschätzen, ob jemand schon in der Lage ist, mit der durch Vertrauen geschenkten Freiheit angemessen umzugehen. Mein Vertrauensbegriff ist an sich viel komplexer, aber ich will es bei

diesen Andeutungen belassen, weil sie vorerst für diesen Vortrag ausreichen.

ZWEITER TEIL: VERTRAUEN ALS FUNDAMENT DER GESELLSCHAFT?

Brauchen wir Vertrauen, um gemeinsam zu leben? Ich habe angedeutet, dass eine schnelle Antwort natürlich »Ja« lauten könnte, aber ich möchte nun die Dinge komplizieren wie ein typischer Philosoph. Erstens: Ich glaube, dass wir auch mit relativ wenig Vertrauen auskommen können, es hat schließlich Regimeformen gegeben (und es gibt sie noch), die stark auf Überwachung und Misstrauen beruht haben. Die Tatsache, dass sie nicht überlebt haben, hat sicher viele Gründe, aber warum sollte das hohe Misstrauen der Bürger in das eigene Regime der ausschlaggebende Grund für den Niedergang des Regimes gewesen sein? Die Frage ist folglich viel eher, ob wir in einem solchen Regime leben wollen. Die Frage ist also nicht, ob es ein Zusammenleben ohne Vertrauen geben kann, sie ist vielmehr, wie genau wir unser Zusammenleben gestalten wollen. Und hier mag dann die Antwort sein: Lieber mit Vertrauen, weil das, was im Vertrauen auf dem Spiel steht, was es ermöglicht, wichtig für uns ist, weil wir es kollektiv wertschätzen.

Zweitens: Was meinen wir eigentlich, wenn wir sagen, dass wir ohne Vertrauen nicht zusammen leben können? Manche sagen: Nun ja, wir schlagen einander nicht die Köpfe ein, wir leben friedlich beieinander, wir teilen gewisse Werte, die wir auch praktizieren etc. Das ist sicher richtig, aber genau genommen heißt Vertrauen für mich nicht, dass der andere mir nicht den Kopf einschlägt. Es wäre für das Vertrauen geradezu gefährlich, wenn es schon auf dieser sehr basalen Ebene ganz bei sich wäre. Die Tatsache, dass jeder selbst im rechtsstaatlichen Rahmen im Prinzip Gewalt gegen mich ausüben kann, impliziert nicht, dass ich diese mögliche Gefahr abblende, weil ich darauf vertraue, dass diese Gewalt nicht ausgeübt wird. Solange ich nicht Opfer von Gewalt werde, mache ich mir keine Gedanken über die Mög-

lichkeit der Gewalt, weil ich noch keine relevante Alternative zum friedlichen Zusammenleben kennengelernt habe. Man kann das Vertrauen nennen, aber ich finde, dass dieses basale Sicherheitsempfinden Voraussetzung für anspruchsvolle Vertrauensverhältnisse ist und nicht schon mit diesen gleichgesetzt werden sollte. Mir reicht es hier, davon zu reden, dass ich mich darauf verlasse, dass andere etwa durch die Präsenz rechtsstaatlicher Institutionen daran gehindert werden, ihre gegebenenfalls gewaltsamen Bedürfnisse auszuleben.

Drittens: Welches Zusammenleben wird durch Vertrauen ermöglicht? Sie ahnen, wie groß diese Frage ist, ich kann leider nur sehr kursorisch antworten. Ich habe oben den Freiheitsbegriff erwähnt und kann daran anknüpfen. Vertrauen, so hieß es, lässt uns unbewacht, es räumt uns Spielräume ein, die wir ohne Vertrauen nicht hätten. Was wir mit dieser Freiheit machen, ist damit aber natürlich gar nicht ange-rissen worden, aber es ist wichtig, darauf hinzuweisen, dass der Wert des Vertrauens ganz entscheidend an diesem Punkt hängt. Vertrauen ist zwar auch an sich wertvoll, aber sein wesentlicher Wert besteht im Wert dessen, was es uns ermöglicht. Anders gesagt, wir erstreben Vertrauen nie um seiner selbst willen, sondern immer nur, weil wir mit ihm etwas anfangen wollen, weil es uns die Freiheit, dies oder das zu tun, schenkt. Der Wert des Vertrauens ist in diesem Sinne ganz und gar abgeleitet vom Wert der Dinge, die es uns zu tun ermöglicht. Das Vertrauen, das in einer Verbrecherbande nötig ist, kommt uns in dieser Perspektive sicherlich weniger wertvoll vor als das Vertrauen unter aufrichtigen Bürgerinnen und Bürgern, aber es ist trotzdem Vertrauen. Die beliebte Fragebogen-Frage, ob wir der Politik vertrauen oder nicht, ist insofern weniger informativ als gedacht, weil sie als solche keine Auskunft über die Qualität der Politik gibt, die beurteilt werden soll. Natürlich kann man sagen: Wenn das Vertrauen niedrig ist, dann doch wohl offenbar, weil die Politik schlecht ist, aber warum sollte das so sein? Was gute und was schlechte Politik ist, müsste doch wohl erst am Einzelfall beurteilt werden, und es ist fragwürdig, ob das hierfür notwendige durchaus spezielle Urteilsvermögen durch einen Fragebogen angemessen erfasst wird. Könnte man nicht sogar sagen, dass es die

Fokussierung auf allgemeine Haltungen und Einstellungen (»Vertrauen Sie *der* Politik, *den* Banken etc.?«) zunehmend schwieriger macht, individuell zurechenbares Verhalten als Basis für wechselseitiges Vertrauen auszumachen? Wenn das richtig ist, dann kann etwa die beliebte Rede vom Vertrauen in Systeme, Organisationen oder Institutionen als Schwundstufe intakter Vertrauenspraktiken gedeutet werden, die als solche weniger auf Haltungen und Einstellungen *per se* beruhen als vielmehr auf einer Urteilskraft, die wesentlich auf dem Vermögen beruht, nach individuell zurechenbaren Anhaltspunkten für die Vertrauenswürdigkeit eines anderen zu suchen. Das eigentliche Drama ist dann nicht, dass wir niemandem mehr vertrauen können, das Drama ist, dass wir jenen, denen wir vertrauen könnten, nicht vertrauen, weil uns die Möglichkeit fehlt, ihre Vertrauenswürdigkeit angemessen einzuschätzen.

Viertens: Hier taucht nun der Punkt auf, den ich oben erwähnte, nämlich das eigentümliche Zusammen eines Bedarfs an Vertrauen bei gleichzeitiger Schaffung von Handlungsbedingungen, die Vertrauen erschweren. Ich hatte auch gesagt, dass einige dieser Handlungsbedingungen geschaffen wurden, weil man der Meinung war, gar nicht mehr auf Vertrauen setzen zu können, andere aber, um eine bestimmte Form des Vertrauens überhaupt erst möglich zu machen. Transparenzforderungen gehen häufig einher mit der Idee, dass dadurch Vertrauen geschaffen werden kann. Andere Maßnahmen scheinen eher Vertrauen ersetzen zu sollen, denken Sie an all die Formen einer regelmäßigen Berichterstattung, beispielsweise *accounting* genannt, die uns und andere zu bestimmten, mehr oder weniger quantifizierbaren Leistungen anhalten sollen. Bonitätsprüfungen im Kreditwesen etwa können ganz die Form einer automatisierten Prüfinstanz annehmen, die jede Form einer individualisierten Urteilskraft überflüssig macht. Wenn Sie mir eine sehr allgemeine Bemerkung erlauben, so würde ich sagen, dass das gestiegene Interesse an Vertrauen mit zahllosen Maßnahmen einhergeht, die im Grunde die Basis für gegenseitige Vertrauensbildung zerstören. Wir wollen Vertrauen, aber wir wagen es nicht mehr, die Bedingungen zu schaffen, die dem Entstehen von Vertrauen förderlich

sind. Es wird Sie jetzt nicht überraschen, dass dieser Sachverhalt, wenn er denn stimmt, Gesellschaft nicht unmöglich macht. Wir leben ja noch in einer Gesellschaft, nichts ist zusammengebrochen, wir haben noch Bankkonten, auch wenn wir den Banken angeblich nicht mehr vertrauen. Die Frage ist eben, in welcher Gesellschaft wir leben, und diese Frage wird erst beantwortet, wenn wir sie immer wieder gemeinsam beantworten, indem wir uns auch fragen, warum wir Vertrauen wollen und was mit dem gewünschten Vertrauen einhergeht. Gerade diese letzte Formulierung klingt sehr unscheinbar, aber ich muss zugeben, dass ich bislang eigentlich gar nichts über die Bedingungen gesagt habe, unter denen Vertrauen gedeihen kann. Ich werde im letzten Teil kurz darauf eingehen.

DRITTER TEIL: VERTRAUEN TROTZ ALLER UNTERSCHIEDLICHKEIT?

Somit komme ich abschließend zum dritten und letzten Teil meines Vortrags mit der Frage: Erschwert das Vorhandensein großer kultureller, religiöser oder politischer Differenzen unter den Mitgliedern einer Gesellschaft das Vertrauen, das sie zueinander haben können? Sie werden jetzt wenig überrascht sein, ich halte diese Frage in dieser Form für viel zu allgemein, weil sie erneut zu wenig darüber sagt, worum es beim Vertrauen eigentlich gehen soll. Andererseits ist die Thematik ähnlich wie in den ersten beiden Teilen schon angesprochen. Wenn Vertrauen eher unter einander Nahestehenden gedeihen kann, dann scheint es schwierig zu sein, jenen zu vertrauen, die mir fremd sind. Aber noch einmal: Was soll es heißen, hier von Vertrauen zu reden?

So hat man zum Beispiel behauptet, dass in »ethnisch bunten Gesellschaften« das Vertrauen der Menschen zueinander abnehme (vgl. Veit 2012). So lautet jedenfalls der Titel einer Studie des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung. Was genau heißt hier Vertrauen? Die Studie macht das nicht ganz klar, aber genannt werden

Faktoren wie die »Kooperationswahrscheinlichkeit« oder die Frage des sozialen Engagements oder der sozialen Zurückgezogenheit. Ethnische »Heterogenität«, so heißt es schließlich zusammenfassend, »schwächt« den sozialen Zusammenhalt. So hat man zum Beispiel festgestellt, dass adressierte und frankierte Briefe, die man bewusst auf dem Gehsteig liegen lässt, seltener in »ethnisch heterogenen Ortsteilen« weitergeleitet werden als in »ethnisch homogenen Ortsteilen«. Andere Studien behaupten, dass Menschen, die in innerstädtischen Gebieten leben, also in Gebieten, die in der Regel ethnisch »bunt« sind, weniger Vertrauen in ihre Nachbarn haben als Menschen, die in ethnisch weniger »bunten« Vororten leben (vgl. Williamson 2010). Ich will die Methodik dieser Studien gar nicht diskutieren, obwohl sie mir doch kritikwürdig scheint. Wie kann man etwa auf der Basis des Briefexperiments behaupten, dass ethnisch »bunte« Gesellschaften weniger Vertrauen aufweisen? Ich finde es geradezu fahrlässig, wie hier Überschriften produziert werden, die globale Zusammenhänge suggerieren. So wird in der Berliner Studie zum Beispiel eingeräumt, dass die Tendenz, Briefe weiterzuleiten, auch in sozioökonomisch ärmeren Vierteln niedriger ist als in wohlhabenderen Vierteln, ohne dass darauf eingegangen wird, was das nun für das Gesamtergebnis bedeutet. Andere Studien wiederum zeigen, dass Menschen, die innerstädtisch leben, viel tolerantere Einstellungen gegenüber fremden Lebensformen haben als Menschen, die in Vororten oder gar auf dem Land leben. Wie geht das zusammen mit der Behauptung, dass sie insgesamt ihren Nachbarn weniger Vertrauen entgegenbringen?

Was ich mit diesen Fragen nur andeuten will, ist, dass sich erneut zeigt, dass Vertrauen an sich oder zumindest das, was eine empirisch orientierte Sozialforschung darunter versteht, nicht unbedingt gut ist. Es hängt eben davon ab, wie wir leben wollen, also auch davon, mit wem wir leben wollen und wie wir uns dieses Zusammenleben vorstellen. Ethnische Vielfalt schwächt offensichtlich nicht den sozialen Zusammenhalt, wenn mit ihr eine Akzeptanz oder ein Aushalten kultureller, religiöser oder politischer Differenzen verstanden wird. Vielleicht ist es eine große Errungenschaft, eine solche Akzeptanz, die sicher

nicht mit empathischer Anerkennung zu verwechseln ist, zu erreichen, auch wenn ein auf dem Gehsteig liegender Brief nicht eingeworfen wird. Vielleicht sind andere Dinge im Zusammenleben der Menschen eines solchen Viertels wichtiger, etwa das Phänomen des respektvollen Einander-aus-dem-Weg-Gehens. Das ist Zusammenleben, auch wenn vielleicht das eigentliche Engagement eher nach Innen gerichtet wird, also zu den Angehörigen der eigenen Gruppe, der eigenen Familie, des eigenen Clans (wie sollte das auch anders sein in eher feindlichen Umgebungen?). Ich will die Dinge hier nicht idealisieren, aber man könnte etwas polemisch fragen, ob nicht die offenbar höhere Intoleranz der Menschen, die im Vorort leben, die ja gepaart zu sein scheint mit einem höheren Vertrauen in die eigene Nachbarschaft, das größere Problem für das soziale Zusammenleben ist. Der Historiker Geoffrey Hosking schreibt, Vertrauen baue »scharfe Grenzen um sich herum auf, und zwar vor allem in Konfliktsituationen; über diese Grenzen hinweg« würde, wie er sagt, »Misstrauen projiziert« (2014: 20; Übersetzung M.H.). So gesehen ist Vertrauen in gewisser Weise das Problem und nicht die Lösung. Gerade weil wir Vertrauen suchen und auch brauchen, halten wir an dem Vertrauen fest, das wir haben, und reagieren mit Unbehagen auf alle Faktoren, die wir als vertrauensgefährdend einstufen.

Ich bin mir natürlich darüber im Klaren, dass ich jetzt sehr ernüchternd klinge. Auf die Frage, ob wir Vertrauen für unser soziales Zusammenleben brauchen, habe ich ja sogar verhalten negativ geantwortet. Aber ich will nicht missverstanden werden. Mein Vorhaben war, einen Vertrauensbegriff vorzustellen, der, wie ich sagte, Biss hat und dessen Konturen nicht verschwimmen. Die zentrale Frage in diesem Zusammenhang war und ist für mich, wofür genau wir glauben, Vertrauen zu brauchen. Und wer ist hier das »wir«, von dem die Rede ist? Ich glaube, dass wir zu viel vom Vertrauen reden und zu wenig von den Dingen, für die wir es beanspruchen wollen. So ist zum Beispiel die Frage, ob die neuen technischen Überwachungsmöglichkeiten unsere Freiheit einschränken, eine für die Vertrauensfrage eminent wichtige, weil, wenn ich recht habe, im Vertrauen ein Verzicht auf Überwa-

chung angezeigt ist, der uns in wichtigen Hinsichten frei sein lässt. Mit Blick auf die Frage nach dem Zusammenleben in kulturell-religiös-politischer Vielfalt gibt es sicher eine ganze Reihe von Fragen, die wir gemeinsam klären müssen. Machen wir uns nichts vor, es gibt hier auf allen Seiten Vorurteile, Missgunst oder auch einfach nur kolossale Unkenntnis. Wenn wir ein brückenbauendes Vertrauen schaffen wollen, das die erwähnten scharfen Grenzen überwindet, müssen wir über Anerkennung, über Gerechtigkeit und über den Verzicht nachdenken, immer wieder einzelne Eindrücke auf ganze Kollektive zu übertragen. Und wir müssen in erkennbarer Weise Maßnahmen ergreifen, die mehr als nur Fassadenmaßnahmen sind, damit meine ich Maßnahmen, die echtes Vertrauen ermöglichen. Ich hatte angedeutet, dass wir in vielen Hinsichten gerade dabei sind, Strukturen, die gegenseitiges Vertrauen ermöglichen, zu verhindern, indem wir eher auf Kontrolle, auf Dokumentation und auf vielfältige Formen der Rechenschaftspflicht setzen.

Vertrauen kann aber nur entstehen, wenn wir dazu in der Lage sind, andere als solche anzuerkennen, denen vertraut werden kann. Und die anderen müssen dieses Vertrauen auch haben wollen und ihm entsprechen können, das wird gerne vergessen, weil Vertrauen ja an sich gut zu sein scheint. Fragen Sie Ihre Bank, ob sie wirklich in der Lage ist, dem Vertrauen zu entsprechen, das sie von Ihnen will? Lässt sie Platz für individuelle Urteilkraft oder automatisiert sie Urteilsprozesse? Räumt sie Fehler ein, wenn sie geschehen und nicht erst viel später? Und wie reagieren Sie, wenn solche Fehler auftreten – denken Sie an die niederländische Umweltministerin! Vielleicht können wir Fehler gar nicht mehr tolerieren, weil wir gegen alle wissenschaftliche Rationalität doch glauben, es gebe Fehlerlosigkeit.

Machen wir uns klar, dass Vertrauen in meinem Sinne vielleicht seltener ist, als wir annehmen. Wenn Sie mir einen poetischen Schluss erlauben, vielleicht ist es eher ein Wunder, das kommt und geht, ohne dass wir es planen und vorhersehen können. Ich schließe mit einem schönen Zitat aus Wolfgang Herrndorfs Roman *Tschick* (2010: 209):

»Seit ich klein war, hatte mein Vater mir beigebracht, dass die Welt schlecht ist. Die Welt ist schlecht, und der Mensch ist auch schlecht. Trau keinem, geh nicht mit Fremden und so weiter. Das hatten mir meine Eltern erzählt, das hatten mir meine Lehrer erzählt, und das Fernsehen erzählte es auch. Wenn man Nachrichten guckte: Der Mensch ist schlecht. Wenn man Spiegel TV guckte: Der Mensch ist schlecht. Und vielleicht stimmt das ja auch, und der Mensch war zu 99 Prozent schlecht. Aber das Seltsame war, dass Tschick und ich auf unserer Reise fast ausschließlich dem einen Prozent begegneten, das nicht schlecht war. Da klingelte man nachts um vier irgendwen aus dem Bett, weil man gar nichts von ihm will, und er ist superfreundlich und bietet auch noch seine Hilfe an. Auf so was sollte man in der Schule vielleicht auch mal hinweisen, damit man nicht völlig davon überrascht wird.«

LITERATUR

- Baier, Annette (1997): *The Commons of the Mind*, Chicago.
- Cramer, Jacqueline (2010): »Ik ben zeer verontrust en wens geen enkele fout meer te accepteren.«, in: *De Volkskrant*, 04.02.2010 (<http://www.volkskrant.nl/vk/nl/2672/Wetenschap-Gezondheid/archief/article/detail/974906/2010/02/04/Politici-woedend-op-klimaat-panel.dhtml>).
- Cramer, Jacqueline (2010): »Ik ben resoluut: ik duld geen fouten meer«. IPCC moet openstaan voor kritiek. in: *nrc.nl* 12.02.2010 (http://vorige.nrc.nl/opinie/article2482336.ece/IPCC_moet_openstaan_voor_kritiek).
- Dreyfus, Hubert (2001): *On the Internet*, London.
- Frevert, Ute (2013): *Vertrauensfragen. Eine Obsession der Moderne*, München.
- Gill, Matthew (2009): *Accountant's Truth. Knowledge and Ethics in the Financial World*, Oxford.
- Hartmann, Martin (2013): »Zerstörtes Vertrauen, zerstörte Freiheit. Die Folgen der Überwachung aus philosophischer Sicht«, in: *Forschung und Lehre* 8: 624.

- Herrndorf, Wolfgang (2010): Tschick, Berlin.
- Hosking, Geoffrey (2014): Trust. A History, Oxford.
- Lomasky, Loren E. (2011): »Liberty after Lehmann Brothers«, in: Social Philosophy and Policy 2, S. 150.
- Spiegel Online (2015): VW-Abgasaffäre: Winterkorn will bleiben und entschuldigt sich (<http://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/volkswagen-martin-winterkorn-will-bleiben-und-entschuldigt-sich-a-1054234.html>).
- Veit, Susanne (2012): Fremdeln in der Vielfalt. In ethnisch bunten Gesellschaften nimmt das Vertrauen ab, in: WZB Mitteilungen 135, März 2012, S. 9-12.
- Williamson, Thad (2010): Sprawl, Justice, and Citizenship. The Civic Costs of the American Way of Life, Oxford.

